



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

Neueste Erzählliteratur.

I.

Louise von Gall.

Fast scheint es, als sei es neuerdings die Aufgabe der literarischen Frauen geworden, den jährlichen Neubeginn der Erzählliteratur einzuleiten. So kam vorm Jahr, mitten in eben so bücherleerer Periode, „Anna“ von Adele Schopenhauer und dicht hinter dieser kamen Ida Hahn-Hahn und Ida von Düringsfeld. In weißem Atlaspapier, verziert mit schweren blau, roth und goldenen Arabesken, die Titel im unecht gothischen Style des Renaissancegeschmackes, prangten ihre Bücher. Man hätte glauben mögen, der königl. preuß. Hofbuchhändler Duncker habe für seine Christenheere eine Uniform erfunden, oder er habe durch diese Art der Brochirung darauf hindeuten wollen, wie jene beiden Bücher recht eigentlich nur Eigenthum, weil vollblütige Kinder, der Gesellschaft seien. Neben diesen prächtigen Toiletten der Dunckerschen Damennovellistik nehmen sich die Frauennovellen von Louise v. G... (Gall), welche dieser Tage die Roman- und Novellenfaison eingeläutet haben, sehr einfach aus, und dennoch denkt man unwillkürlich daran, wie in strahlend gepuzter Salons-Gesellschaft jene stillen Frauen im einfach grauseidenen Ueberwurfe oft ein weit höheres Interesse einflößen, als manche Andere in flatternden Gewändern, mit blau und rothem Auspuß und mancherlei goldenen Schmucksachen. Gräfin Hahn-Hahn, trotz ihrer Mängel und Schroffenheiten, ja selbst um dieser willen, wie Ida von Düringsfeld sind allerdings literarische Erscheinungen von Interesse und Reiz. Aber dieser Reiz ist der Lesewelt nicht mehr neu und sie stellt hier höhere Anforderungen, weil ihr entschiedene Geltungsansprüche entgegengebracht worden. Louise von G. ist dagegen den weitem Kreisen des Publicums eine völlig neue Persönlichkeit und selbst der literarischen Welt nur aus einzelnen flüchtigen Begegnungen bekannt. Es mögen ungefähr sechs Jahre her

Grenzboten, 1846. II.

sein, als die Erzählung „Maske“, welche die zweite des andern Bandes der Frauennovellen geworden, obschon anonym im Morgenblatt abgedruckt, den Namen Louise von Gall in den literarischen Kreisen genannt machte. Man erkannte formengewandtes Talent, ein Talent der feinen Beobachtung und glücklicher Situationsgruppierung. Allerdings erkannte man wohl auch noch mannichfache Anschläge an damals modische Vorbilder, einen Drang nach auf die Spitze getriebenen Verhältnissen, ein flackerndes Gedankenspringen, daneben auch wieder jene den Erzählungslauf hemmende Perlenstickerei; was sich später jedoch glücklicher ausgebildet hat. Daher erscheint nunmehr auch die „Maske“ unter den größern Productionen der Frauennovellen noch am eigentlichsten als Studienarbeit, als ein erster Versuch. Sie hat noch eine Menge unnöthiger Zuthaten an Menschen und Gesprächen, ja, so seltsam es klingen mag, an Gedanken. Denn auch der Gedankenkreis muß sich durch die Organisation des Kunstwerkes scharf begrenzen, auch er kann das Interesse spalten und die Compactheit des Ganzen bedrohen. Die Aufgabe der Erzählung kommt darin mit der des Drama vollkommen überein, daß weder verkörperte Ideen, Menschen, noch Gedanken auftreten dürfen, welche keinen organischen Bezug zum Ganzen haben. Und die Forderung nach Erfüllung dieser Aufgabe läßt sich bei der kürzern Erzählung noch mit größerer Strenge festhalten, als beim eigentlichen Roman. Die „Maske“ trägt zugleich einen Irrthum ziemlich offen an der Stirn, welcher auch in den andern „Frauennovellen“ noch mitunter bemerklich ist: ich meine den, daß Louise von Gall die Frauen als eigentliche Trägerinnen des Geschichtsganges hinzustellen glaubt, während doch der Mann in Wahrheit als deren Grundelement auftritt. Fehler wäre diese Eigenthümlichkeit in Rücksicht auf den Gesamttitel der gegebenen Erschaffungen zu nennen, wenn mit diesem wirklich angedeutet werden sollte, daß Frauen die bewegenden Kräfte der Frauennovellen seien. Soll uns jedoch dieser Titel nur Novellen verkünden, wie sie aus weiblicher Auffassung der Lebensläufe hervorgingen, so konnte allerdings kaum ein besserer gewählt werden. Es liegt auch eine feine und scharfe Kenntniß des wahren Verhältnisses der weiblichen Natur zur Männerwelt offenbar vor, wenn uns gezeigt wird, wie der weibliche Charakter im Gegenüber zur Mannesnatur immer an dieser erst sich zur festen Gestalt entwickelt, während er aus sich selbst zu dieser Gewalt zu kommen vermeinte. Dabei durchweht ein wohlthuend frauenhafter Geist die hier gegebenen Darstellungen solcher Verwickelungen und Lösungen. Und weil dieser Geist echt weiblichen Geschlechtes, fühlen wir nirgends jene Schroffheit des Unzufriedenheitsgefühls mit der heutigen Stellung der weiblichen zur männlichen Welt, wie es in den Schriften mancher anderen modernen Schriftstellerinnen sich häufig bis zur un schönen Bitterkeit steigert, oder in eine phrasenhafte Verkezerung der

ganzen Mannesnatur verflacht. Nichts ist von jener präventiösen Berufung auf die „organische Emancipation“ der Frauen zu spüren. Louise von G. erzählt als Frau und will nur Geltung als frauenhafte Erzählerin. Darum liegen auch ihren Novellen die auf eine weitere Menschenwelt, als jene der Personen ihrer Gesellschaft, auschreitenden Interessen ziemlich fern, und in diesem glücklichen Verständnis ihrer dichterischen Aufgabe erreichte Louise von G. von vornherein den Anschein einer organischen Geschlossenheit ihrer Novellen, welche sonst häufig nur ein Ergebnis sehr ernster technischer Studien ist. Damit soll nun allerdings nicht gesagt sein, daß sie vollkommen Meisterin in dieser schwersten Aufgabe des Erzählers ist. Der technische Fehler der „Frauennovellen“ beruht mehr darin, daß die künstlerische Steigerung in den Ver- und Entwicklungen nicht genugsam beobachtet ist; dadurch wird die Erzählerin von Zeit zu Zeit genöthigt, inmitten der laufenden Begebenheiten neue, vorher unbeachtete aufzunehmen, diese dem ganzen Organismus mehr einimpfend, als aus ihm naturnothwendig hervorentwickelnd. Und darum wächst ihr bisweilen eine Nebenpartie, eine Nebenperson, eine Nebenhandlung zu einer Wichtigkeit an, vor der sie sich selber oft kaum anders zu retten weiß, als daß sie nun die eigentlichen Hauptpartien, Hauptpersonen, Haupt-handlungen plötzlich wieder mit zu ausschließender Aufmerksamkeit behandelt, dadurch aber erst den Fehler in der Dekonomie selbst dem minder aufmerksamen Leser bemerklich macht. — Jener Vorzug, nach welchem die außengelegene Welt den Menschen der Frauennovellen wirklich außengelegen bleibt, bringt auch noch einen fernern Vortheil, welcher sowohl Ida von Düringsfeld als der Gräfin Hahn-Hahn häufig entgeht. Wir sehen nämlich bei Louise von G. das Leben und Treiben einer wirklich abgeschlossenen Gesellschaft, welche nicht der gesammten Zofen- und Bedientenwelt der Proletarier von nah und fern zu ihrer innern Existenz bedarf, um trotzdem fortwährend zu erklären, sie sei die eigentliche Gesellschaft, die vornehme Welt, jedenfalls exclusiv und die Welt außer ihr kümmerere sie nicht in ihrer selbstgeschaffenen Souveränität. Die Gesellschaft Louise von G.'s ist aristokratischer Natur, aber im besten Sinne und darum human, während jene der Gräfin adelig stolz und darum abstoßend hart nach allen unter ihr liegenden Schichten. Es mag allerdings die Frage entstehen, welche von beiden Auffassungen der Gesellschaft die thatsächlich wah- rere; welche aber die poetisch schönere, kann nicht zweifelhaft bleiben. — Betrachten wir indessen die Frauennovellen im Detail. „Der Egoist“, Novelle in zwei Büchern, beginnt den ersten Band und steht mit Recht an dessen Spitze. Technisch am glücklichsten angelegt, ist sie auch in der Einzelausführung am weitesten gediehen. Der Personen sind wenige, keine, welche für die Organisation des Ganzen vollkommen entbehrt werden könnte; jede einzelne vertritt einen Gegensatz

gegen die andere und trägt wesentlich zur Formung charakteristischer Gruppierungen bei. Der Reiz dieser Novelle liegt überhaupt nicht in der nackten Erfindung ihrer Fabel, sondern weit mehr in der Entwicklung dieser Erfindung. Dasselbe gilt noch in höherem Grade von der zweiten Erzählung „die Heimath“, ja es offenbart sich in ihr noch ein tiefer poetisches Element; allein technisch ist sie minder gelungen, als jene. Streng genommen gibt sie nur eine Apotheose der ersten Liebe. In ihren Ausführungen zeigen sich mancherlei Hinneigungen zum Geschlecht der Dorfgeschichten oder doch zum idyllischen Element. „Das Probejahr“ und „Sarah“, zwei elegante Skizzen, erscheinen aus augenblicklicher Anregung entstanden und für diese berechnet. „Erwin“, des zweiten Bandes erste Erzählung, ist nicht so gesund und feisch als die übrigen, obgleich wieder einzelne Gestalten — aber Nebenfiguren — vortrefflich angelegt und ausgeführt auftreten. Im Allgemeinen entwickeln sich jedoch hier die Charaktere der Auftretenden zu wenig vor den Augen des Lesers an den Begegnissen ihres Lebens, werden vielmehr diesen fertig und abgeschlossen gegenübergestellt. Die „Maske“ und bereits oben ihre Beurtheilung. „Der Dämon“ ist eine vortrefflich angelegte Seelenschilderung; minder bedeutend erscheint die Schlusskizze „der Neuling“.

U. B.

II.

Aus Kopenhagen.

Das dänische Königsgesetz. — Pressverhältnisse. — Gegen die Deutschen. — Die Bauernopposition. — Constitutionel oder absolut? — Scandinavische Gesellschaft; ihre Hoffnungen und Hindernisse.

Kopenhagen ist eine schöne Stadt, es ist dasselbe für das kleinere Dänemark, was das größere Paris für das größere Frankreich ist; es ist Mittelpunkt alles Lebens, obgleich es an der nördlichsten Grenze, am Sund liegt. Es ist hier auch ein recht regsameres öffentliches Leben, was man auswärts kaum glauben wird, wenn man an das dänische Königsgesetz denkt, die absolutistischste aller Staatsverfassungen. Aber dies absolutistische Grundgesetz ist schon längst durchlöchert, es ist längst nicht halb mehr gültig, obgleich man noch immer nicht weiß, es ganz los zu werden und ein anderes mit der Bildung des Volks, mit den Bedürfnissen der Zeit harmonirendes an die Stelle zu setzen. Das größte Loch wurde darin gerissen, als 1771 der deutsche Arzt und Philosoph Struensee als geheimer Cabinetsminister des geisteschwachen Christian VII. vollständige Pressfreiheit proclamirte. Freilich hat man diese Pressfreiheit später auf ein sehr Geringes reducirt, aber sie hat doch außerordentlich viel gewirkt und wirkt, soweit sie noch besteht, fortwährend sehr bedeutend. Man kann noch immer ohne Censur über innere Angelegenheiten schreiben, während freilich die dänische

Kanzlei die Presse mit Processen verfolgt, und wenn auch die Untergerichte frei sprechen, das höchste Gericht doch gewöhnlich verurtheilt. Die Strafen bestehen gewöhnlich darin, daß der Verfasser oder Redacteur eine gewisse Mulet zahlen muß, oder auf gewisse Jahre, bis auf Lebenszeit, unter Censur gestellt wird, während welcher Zeit er nicht als Redacteur auftreten darf. Der Tage- und Wochenblätter gibt es in Dänemark sehr viele. Die censurten, d. i. diejenigen, welche politische Nachrichten mittheilen, sind höchst unbedeutend; sie übersetzen nur aus deutschen Zeitungen. Wollen sie zugleich über inländische Angelegenheiten verhandeln, so werden die desfallsigen Artikel mit censurirt. Es wird so strenge darauf gehalten, daß die nicht censurten Zeitungen keine politische Nachrichten mittheilen, daß gleich eine Beschlagnahme erfolgt, wenn die Mittheilung sonst auch ganz unverfänglich, längst bekannt ist. Ein freiwilliges und selbstständiges conservatives Journal gibt es in Dänemark gar nicht, wenigstens keins von irgend einer Bedeutung; aber die Regierung hat selbst ein officielles Organ, „die Collegialzeitung,“ und ein halb officielles, die „Berlingsche Zeitung,“ worin die Erlasse der Regierung bekannt gemacht und das Verfahren der Regierung so wie überhaupt der gegenwärtige Zustand der Dinge gegen die Oppositionspresse vertheidigt wird. Der Oppositionsblätter gibt es sehr viele, ich nenne nur die bedeutendsten: „Fædrelandet“ (das Vaterland) und „Kjöbenhavnspost“ (die Kopenhagener Post); das erste Blatt ist vorherrschend national-dänisch und national-scandinavisch, das andere ist vorherrschend constitutionel. Alle dänischen Blätter, liberale und conservative, mit Ausnahme der officellen Collegialzeitung, polemisiren sehr stark gegen das Deutschtum, besonders gegen die Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg, die sie als dänische Besitzthümer wollen angesehen wissen, aber am ärgsten polemisirt gerade die Oppositionspresse, die zuweilen so lächerliche Bravaden vorbringt, als könne das kleine Dänemark wohl dem großen Deutschland gebieten. Die Polemik gegen das Deutsche ist überhaupt auffallend, da dasselbe sich hier durchaus nicht aufdringt, wenigstens jetzt nicht, aber doch ganz natürlich Alles den deutschen Charakter trägt, besonders Wissenschaft und Literatur, was auch leicht begreiflich ist, da das national-dänische Sprach- und Literaturgebiet zu klein ist; denn wenn auch Norwegen mit Dänemark eine Schriftsprache hat, so ist die schwedische doch wieder zu bedeutend abweichend, als daß schwedische Schriften im Allgemeinen in Dänemark verstanden würden. Man beschäftigt sich jetzt viel mit schwedischer Sprache und Literatur und sucht mehr Wechselverkehr zwischen beiden scandinavischen Hauptdialekten hervorzubringen; aber wenn das auch einigermaßen gelingen sollte, so wird damit die deutsche Wissenschaft nicht außer Gebrauch kommen, da man auch in Schweden sich auf sie besonders stützt, und ebenfalls die deutsche Sprache nicht, die gleich-

falls in Schweden viel gelernt, in Dänemark aber fast von jedem Gebildeten verstanden und gesprochen wird. — Jetzt findet hier eine bedeutende demokratische Bewegung, vorzüglich unter den dänischen Bauern statt, die wohl zu erheblichen Resultaten führen dürfte. Die Bauern sind zwar durchaus nicht mehr leibeigen, aber auf den adligen Gütern leben sie größtentheils in beschränkten Verhältnissen, sind nur Pächter der Stellen, welche sie bewirthschaften, müssen Frohdienste thun und können vertrieben werden. Nun verlangen sie Ablösung und festes Eigenthum. Einige Gutsbesitzer sind auch darauf eingegangen, und haben zu beiderseitigem Vortheil feste Contracte errichtet, andre aber haben es verweigert und die Regierung veranlaßt, dazwischen zu treten, und die stattfindende Associationsfreiheit dahin zu beschränken, daß die Bauern sich nun nicht versammeln dürfen, um sich über solche Angelegenheiten zu besprechen. Das hat bedeutende Aufregung gesetzt und die Agitation noch verstärkt. Der Bürgerstand hat sich dem Bauernstand gleich angeschlossen, viele liberale Männer haben sich dafür erklärt und gehen den Bauern mit Rathschlägen an die Hand. Die Presse führt gleichfalls ihre Sache, der König wird von Adressen und Bitten bestürmt und die Regierungspreffe hat nicht allein schon angekündigt, daß das verhasste Verbot werde zurückgenommen werden, wenn die nächsten Ständeversammlungen es verlangten, sondern auch, daß dem Könige die Verwandlung des Pachtguts in festes Eigenthum ganz lieb sei. Zur näheren Charakteristik der Bauern mag aber Folgendes dienen: Zwei sehr intelligente Ständedeputirte des Bauernstandes, der Kammerrath Drewsen und der Procurator Christensen haben eine Gesellschaft von „Bauernfreunden“ gegründet, mit deren Organisation durch das ganze Land man sich eifrig beschäftigt. Der Zweck dieser Gesellschaft geht dahin, den Bauernstand zur Selbstständigkeit und Bildung zu führen. Ein anderer Volksführer, der frühere Volksschullehrer Sörensen, verbreitet den Plan zu einer Actiengesellschaft von Bauern, um durch die auf solche Weise zusammengebrachten Mittel adlige Güter anzukaufen und zerstückelt wieder zu verkaufen. Außerdem sagen die Bauern sich in Massen von den Brandcassen so wie Spar- und Leihcassen, welche sie bisher mit den adligen Gutsbesitzern gemeinschaftlich halten, los. Diese Cassen wurden nämlich von den Gutsbesitzern verwaltet, die daraus einen erheblichen directen und indirecten Nutzen zogen, namentlich durch Radicirung der Capitalien in großen Gütern zu niedrigem Zinsfuß. Die Bauern gründen nun selbst solche Cassen und die öffentlichen Bekannmachungen ergeben schon ganz bedeutende Resultate. Endlich sind die Bauern und ihre Führer auf Gründung von höheren Bauerschulen bedacht; in Jütland ist schon eine solche entstanden, und auf Seeland ist man mit deren Errichtung beschäftigt. Hier hat eine Deputation neulich den König gebeten, die Akademie zu Sorø, welche ursprünglich für den dänischen

Abel errichtet war, in eine Bauern-Hochschule zu verwandeln. — Allgemeiner scheint auch, besonders in den bürgerlichen Ständen, das Bestreben zur Erlangung einer constitutionellen Verfassung, welches wegen des Streites mit den Herzogthümern einige Jahre geruht hat, wieder aufgenommen zu werden, und man kann wohl erwarten, daß die nächsten Ständeversammlungen sich damit ernstlich beschäftigen werden. Da man diese Frage nicht gut in dänischen Blättern verhandeln kann, so hat man dafür schwedische gewählt und hier wird denn die dänische absolute Staatsverfassung und was damit zusammenhängt auf das schärfste kritisiert und die Nothwendigkeit einer constitutionellen Verfassung in dem Maße erwiesen, daß sonst Dänemark unwiderbringlich verloren sei. Bis weiter hat das halbofficielle Organ sich mit der Widerlegung der dort ausgesprochenen Ansichten beschäftigt, hat aber die Sache für die Regierung eigentlich nur mehr verborgen und dem Volke die Wahrheit um so einleuchtender gemacht. Vielleicht wird man nun dazu schreiten, solche schwedische und norwegische Blätter wieder zu verbieten, wie man schon früher gethan hat. Ob das aber viel nützen wird, ist sehr fraglich. — Die wichtigste Bewegung ist aber die scandinavische, welche darauf hinziele, die drei scandinavischen Reiche näher mit einander zu verbinden, zuvörderst durch Entwicklung der scandinavischen Volksthümlichkeit. Zu dem Ende haben sich in den drei Reichen Gesellschaften gebildet und haben gegenseitige Besuche besonders der Studirenden und jüngern Gelehrten stattgefunden. Die scandinavische Gesellschaft für Dänemark, deren Centralcomité hier in Kopenhagen ist, besteht aus ungefähr 2000 Mitgliedern, ihre Zwecke und Wirksamkeit ersieht man sehr gut aus einem Vortrage, den hier vor einiger Zeit ein Mitglied der scandinavischen Gesellschaft in Schweden, der Rector Umgvist hielt und veröffentlichte, weshalb ich daraus auszüglich Mittheilung mache: So wie der Redner seinen Vortrag mit der Bemerkung einleitete, daß er sich fern von aller Politik halten werde, da es ihm, dem Fremden, schlecht anstehen würde, das königlich-dänische Kanzlei-Verbot in dieser Hinsicht zu übertreten, so ging auch aus diesem Vortrage hervor, daß eine jede politische Vereinigung der drei nordischen Reiche von ihm für eine Unmöglichkeit angesehen ward. Dagegen meinte er, daß die Anerkennung des vereinigten Nordens als ein einziges scandinavisches Vaterland sehr wohl bestehen könnte mit der gegenwärtigen politischen Sonderung in verschiedenen Staaten, und man dürfe nur einen Blick werfen in die übrigen europäischen Verhältnisse, um sich von einer solchen Möglichkeit zu überzeugen, indem Deutschland mit seinen mannichfaltigen größeren und kleineren Staaten, so wie Italien, Be-
weise von solchen Zuständen lieferten.

Die Mittel, wodurch solche Anerkennung zu erreichen, wären solche, daß es in der eigenen Macht des Volkes stände, sie in's Werk

zu setzen, und solche, welche von der Regierung ausgehen müßten, was man um so mehr erwarten könne, daß es geschehen werde, als es augenscheinlich mit ihrem eigenen Interesse zusammenfiel. Der Redner gab inmittelst die Veranstaltungen an, welche von Regierungswegen erwartet werden könnten, da aber die beschränkte Zeit eine nähere Entwicklung nicht erlaube, so wolle er nur einige nennen: Eine auf gemeinschaftlichem Grundgesetze ruhende Gesetzgebung, ein nordischer Zollverein, eine größere Annäherung im Postwesen, und im Militärwesen, Errichtung einer gemeinschaftlichen nordischen Universität, oder auf jeden Fall eine innere Verbindung zwischen den jetzt bestehenden Universitäten in Dänemark, Schweden und Norwegen u. s. w. Dagegen sprach er ausführlicher über die Mittel, deren Anwendung beim Volke stände und welche rein literarischer Natur seien. Das erste Mittel bestehe in einer veränderten geographischen Unterrichtsweise. Die ersten Eindrücke bewahre das Kind im Allgemeinen für sein ganzes Leben, und obwohl man in dem spätern Alter durch den Weg der Reflexionen zu Erkenntnissen kommen könne, welche mit den frühern Vorurtheilen im Streite ständen, so würde dennoch der Glaube, welcher sich in der Seele des Kindes festgesetzt habe, schwer dadurch verrückt werden können. Nun sei es sowohl in Dänemark wie in Schweden bisher üblich gewesen, das Kind auf die Weise in der Geographie zu unterrichten, daß jedes dieser Länder seine specielle Karte habe, wodurch dem Kinde als sein Vaterland der betreffende einzelne Theil eingeprägt werde, während der übrige Norden gleich allen andern Ländern der Welt dargestellt werde. Dadurch, daß die nordischen Reiche auf eine Charte über „das scandinavische Vaterland,“ welches von Einem (scandinavischen) nur in politischer Rücksicht getrennten Volke bewohnt werde, aufgenommen werde, würde der erste Schritt zu machen sein, um die nationale Einheit im Norden zuwege zu bringen. Was hier gesagt sei von dem geographischen Unterricht, das gelte auch von allem andern, so auch von dem historischen. So lange die verschiedenen nordischen Geschichtsschreiber die historischen Erinnerungen nur für ihr Vaterland zuzuguten, diene dieser mißverständene Patriotismus nur dazu, die Zersplitterung zu befestigen; aber durch Erweiterung des Begriffs „Vaterland“ und durch eine neue Bearbeitung der nordischen Geschichte, in welcher das volksthümliche Element am meisten hervortreten müsse, würde die Annäherung von selbst erreicht werden. Endlich hob der Redner drittens den sprachlichen Unterricht hervor, als ein wichtiges Bindemittel der nordischen Einheit. Wenn Schwedisch und Dänisch in die Schulen beider Lande als stehender Unterrichtsgegenstand eingeführt und wenn ein allgemeines scandinavisches Wörterbuch ausgearbeitet würde, so würde dadurch ein wesentliches Hinderniß der nationalen Vereinigung der drei nordischen Reiche beseitigt werden.

III.

Der Schauspieler und die Gesellschaft.

Es gibt vielleicht kaum noch einen Stand, der eine so wesentliche, äußere Umwandlung erfahren hat, der in ein so ganz anderes Verhältniß zur Gesellschaft überhaupt hineingekommen ist, von dem endlich die socialen Begriffe sich so gänzlich umgestaltet haben als der Stand des Schauspielers. Den Schauspieler von heute und den Schauspieler von ehemals, welche himmelweit verschiedene Charaktere! Will man diese Charaktere mit einander vergleichen oder gegen einander abwägen, so wird man leicht geneigt, sich nach diesem Verhältniß einen Maßstab von der allgemeinen Entwicklung, Vervollkommnung und Veredlung der menschlichen Gesellschaft zu bilden. Allein diese Schlussfolgerung hat etwas Schiefes und Unwahres, denn leider ist die menschliche Gesellschaft in sittlicher Beziehung nicht in dem Maße fortgeschritten wie der Schauspieler in seiner Individualität, in seiner bürgerlichen Stellung und Achtung. Vielleicht ist es gut, den heutigen, stolzen, aristokratischen Schauspieler auf jenen wilden Urwald zurückzuweisen, aus dem er hervorging, ihn daran zu erinnern, wie er einst beurtheilt und angesehen wurde, um ihn in seinem Eldorado der Gegenwart, in diesen Gefilden, welche für ihn von der Milch des Goldes und dem Honig des Lobes durchströmt werden, möglichen Falls zur Selbsterkenntniß zu führen.

Es liegt eine eigenthümliche, groteske Romantik in den alten Theater- und Schauspielerzuständen vor siebenzig, achtzig Jahren, gegen welche die moderne Coullissenromantik kaum noch genannt werden darf. Der Schauspieler vor siebenzig Jahren nomadisirte zum großen Theil wie der Zigeuner; in der Scheune, hinter welcher dieser cohortenweise lag und Kessel stückte oder aus der Hand wahr sagte, Sommerproffen vertrieb und Hirsenbrei kochte, tractirte jener die „abenteuerliche Historia vom Doctor Faustus“ oder die „wunderbare Comödia vom Sündenfall und der Vertreibung Adam's und Eva's aus dem Paradiese.“ Und hatten Beide sich müde gearbeitet und heiser gesprochen, so gingen sie in die Schenke oder zum Schnappsverkäufer, doch nicht zu den anderen Gästen in die Stube hinein, sondern sie blieben geächtet und gefürchtet auf der Diele stehen, wo ihnen in blechernen Massen, die durch eine Kette an den Tisch befestigt waren, der gewünschte Spiritus zur Erfrischung und Stärkung der ausgedörrten Lebensgeister verabreicht wurde. Vielleicht stand dann auch noch in Reihe und Glied in demselben Range ein „nackter Soldat“ neben ihnen. Der es

war Abend; der Nordwind strich über die moosbewachsene Kirchhofmauer, durch die entblätterten Linden und Ypern und um den kreischenden Wetterhahn des Thurmes schwirren Fledermäuse und Käuze. Da brachten je vier Männer eine ungehobelte Kiste von dünnen Lannenbretern; sie gingen damit auf die Abseite zwischen die Bäume und Mauern hin. In den Kisten lagen eine Kindesmörderin und ein Schauspieler. Jene war vielleicht eine Bürgerstochter, die von diesem geliebt, hingerissen und verführt ward; dieser war ihr vielleicht aus Gram und Verzweiflung, im Uebermaß des Trunkes und der romantischen Stimmung in den Tod gefolgt. Ihre Gräber bezeichnete kein Stein, kein Kreuz, nicht einmal ein Hügel, den im Frühling alljährlich neues Grün umkleidete, denn sie waren unehrlich, die Kirche duldete sie ebenso wenig in ihrem Kreise wie die Gesellschaft. Sie waren unehrlich! Schaudervolles Wort. Ausgestoßen, verworfen zu sein vor und von Allen! Ist es noch nöthig, gegen diese Nachtscenen den Schauspieler von heute hinzustellen, wie er lebt und schlemmt wie ein Fürst, wie er mit Blicken der Liebe und Sehnsucht verfolgt wird, von den Frauen und Töchtern der ersten Stände, wie er das poetische Genie zu seinen Füßen um Gnade für die Berücksichtigung seiner Dramen sich anflehen sieht, wie Tausende ihm bewilligt werden und bewilligt werden müssen, während er einst froh war, wenn er die Woche für wenige Gulden spielen durfte!

Das erste Gefühl, welches die starre Rinde der Gesellschaft durchbrach, war das des Selbstbewußtseins und der Menschenwürde. Der erste Schauspieler, welcher für seinen Stand eine Wandelschaffung der socialen Verhältnisse herbeiführte, war ein sittliches Genie und die Kunst in ihrer Läuterung und Selbstbestimmung war es, welche ihm dafür mit Wohlwollen und Wohlgefallen die Hand reichte. Der Schauspieler hätte es nie vergessen sollen, daß der Dichter es war, welcher an ihm zum plastischen Künstler, zum Dädalus wurde, welcher seine im Schlamm versunkenen Beine lösete und ihn gehen lehrte auf den mikrokosmischen Brettern! Der erste Schauspieler, welcher sich sagte, daß er mehr werden könne, mehr sei, als Zigeuner, Taschenspieler und Feuerfresser, mußte eine starke sittliche Seele sein, die nicht untergegangen in dem wilden, verworrenen Wust stürmischer, vagabondirender Erfahrungs. Diese ethische Kraft eben ist es, welche die Basis des alten Schauspielerrufes und Ruhmes bildet, welche einen Engel begeisterte, seine Mimik zu schreiben, welche dem Schauspieler überhaupt die Kunst vindicirte. Allein jene ethische Kraft durchdrang und erhob nur die Auserwählten, einen Keinecke, Fleck, Schröder, Eckhoff! Kaum hatten diese Männer mit Stolz und Würde die Bretterbuden, welche sie mit Luftspringern und Feuerfressern bis dahin theilten, verlassen und zerschellt, als ein odes, morsches Wack auf dem Meer der Civilisation, und ihrer Kunst feste, steinerne

Tempel gegründet, so ward es den Nachkommen auch sogleich wieder zu warm und zu wohl in den wind- und luftdichten Häusern. Die Rohheit und Niedrigkeit, welche sich jetzt entwickelte, hatte nichts gemein mit der früheren, und die Gesellschaft zog sich abermals zurück von der wilden Jagd der geheimen, verschlossenen Couliſſenwelt. Das frühere Schauspielerleben lag offen da wie die Welt, frei wie die Luft, welche es durchzog. So lange man das Treiben der Schauspieler durch alle Ritzen der Breterbuden beobachten konnte, trennte nur der Wahn den Schauspieler von der Gesellschaft; jetzt aber, wo alle Fugen kosmetisch verschlossen wurden, wuchs mit der verborgenen Lieberlichkeit, mit der Abschließung, auch das Mißtrauen und die Aufgebung von Seiten der Gesellschaft. Aus der Rohheit wurde Verdorbenheit, aus dem physischen Schmutz moralischer Pesthauch.

Die Stellung des Schauspielers zur Gesellschaft hat gleichsam drei Entwicklungsphasen durchgemacht, oder jetzt noch in jedem Individuum durchzumachen. In der ersten Phase röthete die freie, rauhe Luft, welche durch die Breterbude strich, seine Wangen; in der zweiten, wo man das „Haus“ noch gerne traditionell eine „Bude“ nennen möchte, that es die Schminke, sowohl in materieller als in moralischer Beziehung. In der dritten thut es allein das reine, poetische Feuer der kunstfittlichen Begeisterung. Wenn der wahre talentvolle, ideenreiche Schauspieler seinen Beruf und seine Würde erkennt, wenn er sein Verhältniß zur Gesellschaft begreifen und behaupten will, so wird er immer eingedenk sein, daß das ächte Kunstfeuer ein rein sittliches ist.

Der Schauspieler der Gegenwart ist mit der Gesellschaft und rein bürgerlich geselligen Verhältnissen noch nicht überall verschmolzen, er wird mit dem Bürgerthum erst dann tiefer und enger verwachsen, er wird sich socialer organisiren, wenn er sich der alten unbändigen Wanderlaune, der sprichwörtlichen Intriguensucht entschlägt und seine Eitelkeit und seinen Egoismus zu Gunsten der Kunst und der Dichtung Schranken setzt. Bis dahin aber ist der Weg für manchen noch sehr weit.

Leipzig.

Sht.

IV.

A u s W i e n .

Der Eiguorianer Prior. — Prostitution. — Die Regierung und die Auf-
rührer. — Verlegenheiten.

Daß die Fäden der polnischen Verschwörung auch in die Hauptstadt des Kaiserreiches hineingespinnen worden, das erhellt nicht blos aus der Entweichung der Artilleriezöglinge, welche, wie jetzt durch die Aussagen verhafteter Kameraden zu Tage tritt, lange fortgesetzte Ver-

bindungen mit einem galizischen Grafen unterhielten, sondern noch mehr aus dem Selbstmord des Priors vom hiesigen Convent der Liguorianer, der sich an einem steinernen Kreuz im Kloster aufgehängt hat. Dieser Mann soll, wie glaubwürdiger Weise versichert wird, mit den Jesuiten in Galizien in Verbindung gestanden und zur Unterstützung der Insurrectionsversuche namhafte Summen gespendet haben, die theils aus dem Ordensvermögen, theils aus den Vertrauensgeldern genommen waren, die er von menschenfreundlichen Gebern zu wohlthätigen Zwecken empfing. Freilich will man den ganzen Vorfall verheimlichen, und jetzt, wo die Sache bereits in's Publicum gedrungen, möchte man den Selbstmord des erwähnten Priors als eine Handlung hoffnungsloser Verzweiflung wegen eines unheilbaren physischen Uebels ausgeben.

In diesen Tagen hat man hier die traurige Entdeckung gemacht, daß die auf die Befriedigung erotischer Gelüste speculirende Industrie sogar den Zustand der Wittwentrauer und den Schmerz der Verlassenen auszubenten sich erfrecht, und die heilige Stätte des Leichengeldes durch Verhöhnung alles sittlichen Gefühls zu entweihen wagt. Verworfenne Geschöpfe schleichen auf den Friedhöfen, die alle sehr einsam vor den Thoren der Stadt liegen, umher, und spähen nach weiblichen Gestalten, die in schwarze Trauergewänder gehüllt, den jungen Schmerz an dem frischen Grabeshügel eines geliebten Wesens ausweinen wollen, und wissen in der Gestalt hilfreicher Trösterinnen die vertrauensvolle Stimmung der erschütterten Gemüther durch heuchlerische Theilnahme zu gewinnen, um das auf so schändliche Weise erzwungene Zutrauen zum eigenen Vortheil zu benutzen, da die hoffnungslose Lage manches verwaissten Mädchens in diesem Moment oft jede weitere Bedenklichkeit besiegt.

Die galizischen Unruhen bringen die Regierung, trotz der schnellen Unterdrückung des revolutionären Geistes und der Volksbeihilfe, in nicht geringe Verlegenheiten; ja Manche wollen behaupten, ein vollständiger Aufstand in Galizien hätte kaum eine schlimmere Situation geboren, als diese „glücklich“ gescheiterte; denn zuletzt wäre der Aufstand doch durch das bewaffnete Einschreiten der drei Theilungsmächte vereitelt worden, und ein mehrmonatlicher Feldzug hätte höchstens einige Millionen Gulden verschlungen. Dafür hätte man es dann mit einem besiegten Volke, mit einer durch Waffengewalt unterworfenen Provinz zu thun gehabt, wo Alles als eine Gnade empfangen werden mußte und man gänzlich freie Hand behielt. Jetzt aber fühlt man sich dem Landvolk gegenüber zu Dank verpflichtet, und weiß nicht, wie man ihn abtragen soll, ohne das bisher befolgte System von Grund aus umzustößen und den übrigen Provinzen ein verführerisches Beispiel zu geben. Wollte man auch in Galizien, in Betracht der Umstände, ein Uebriges thun, so wäre man doch auch wieder genöthigt in Böh-

men, Mähren, Krain, Niederösterreich und andern Landestheilen, wo die Gutsunterthänigkeit und die Frohnverpflichtung noch in den schroffsten Formen bestehen, Aehnliches zu bieten und das Werk der Reform im colossalsten Maßstab durchzuführen. Wer die Scheu der österreichischen Regierungspolitik vor allen durchgreifenden, radicalen Neuerungen kennt, der kann sich leicht die bittere süße Miene vorstellen, mit welcher man sich bei den Bauern für ihre Treue bedankt. Es muß auffallen, daß in dem Manifest an die treuen Bewohner Galiziens mit keiner Sylbe davon Erwähnung geschieht, ob man diese Vorfälle benutzen werde, um dem Volke jene Erleichterung zu verschaffen, auf die es nach Recht und Billigkeit die gütigsten Ansprüche hat. Der Zehntablösung steht indeß die Armuth der Landleute hinderlich im Wege und der wirksamen Einmischung der Staatsverwaltung hinwieder die Gepreßtheit des Schazes. Jedermann fühlt und sagt, daß etwas geschehen müsse, aber Niemand kann eigentlich sagen Was oder vielmehr Wie.

2.

Neue Procedur der officiellen Presse. — Die Oesterreicher und ihre Vormundhaft. — Preußen und Oesterreich. — Curiose Historia von den unsterblichen Thaten der wiener Hofzeitung.

Der österreichische Beobachter, der Jahre lang ein stummer Beobachter war, hat in den letzten Wochen sein Schweigen wieder gebrochen und das Publicum auf dem Laufenden mit den Nachrichten aus Galizien erhalten. Dabei ist nichts Merkwürdiges; denn am Ende kann doch die Regierung nicht verheimlichen wollen, daß es in Galizien Unruhen gab, oder vielmehr noch gäbe. Was aber in der That merkwürdig für Jedermann bleibt, der unsere Zustände kennt, ist der Umstand, daß das Regierungsblatt die feindseligen Berichte der polnischen Flüchtlinge, so wie auch Bruchstücke aus dem Buche „Einige Wahrheiten für das polnische Volk“, mit einigen commentarischen Worten versehen abgedruckt hat. Die Existenz solcher Artikel und Schriften mußten bisher dem Publicum stets ein Geheimniß bleiben. Daß die Regierung jetzt selbst auf dertlei Angriffe aufmerksam macht, und an das gesunde Urtheil des Publicums, an die Gerechtigkeit der öffentlichen Meinung appellirt gegen die Verläumdungen, die man gegen sie ausgesprengt, dieses ist ein Beweis, daß man auf das Zutrauen und den gesunden Sinn des österreichischen Bürgers rechnen zu können glaubt, ein Fortschritt, den Jeder, der es mit seinem Vaterlande ehrlich meint, längst herbei gewünscht hat. Der Mangel an Vertrauen, den die Regierung uns bisher in ihrem System gezeigt, indem sie durch die abgeschmackteste Censur in den geringfügigsten Dingen bewies, daß man die österreichischen Völker für so bornirt und zwei-

deutig hält, daß jedes freimüthige Wort, oder auch jedes dumme Geschwätz, sogleich schlimme Folgen haben könnte, ist eine Beleidigung gegen ein Volk, das, wie die Oesterreicher, seien es Deutsche, Böhmen oder Ungarn, so viele glänzende Beweise von kernhafter Gesinnung, von selbstaufopfernder Treue für die Dynastie, gegeben hat. Wenn die Preußen stets auf ihr 1813 hinweisen, so dürfen wir Oesterreicher mit nicht minderm Selbstbewußtsein auf 1809 und die ganze darauf folgende Zeit hinweisen, wo Oesterreich eine Aufopferung bewiesen, die selbst das traurige Finanzpatent von 1811 nicht erschüttert hat. Man denke an Tyrol, man denke an die Antwort der Ungarn auf die Anträge Napoleons, man denke an die tausend Zeichen von Hingebung, die Böhmen und Oesterreich dem verstorbenen Kaiser Franz bis zu seinem Tode geliefert. Und solchen bewährten Völkern gegenüber glaubt man mißtrauisch jedes Wort undisciplinirter Art, jeden Gedanken, der von dem polizeilichen Stempel abweicht, absperren zu müssen. Solchen geprüften Nationen läßt man durch die Erbarmlichkeit der österreichischen Journalistik, durch die rothen Striche, die der Censor in den unbedeutendsten Aufsätzen der letzten Feuilletonisten macht, ein testimonium paupertatis jeden Tag ausstellen?

Wir sind berechtigt zu glauben, daß der neue, ungewöhnliche Weg, den der österreichische Beobachter eingeschlagen hat, indem er die absichtlichen Verläumdungen der Regierung und die gefährlichsten, die Ruhe der Gesellschaft bedrohenden Theorien dem öffentlichen Urtheil überlieferte, hierin dem Beispiel der officiellen Presse in Preußen gefolgt ist; möchte man doch noch einige Schritte weiter gehen und Preußen nicht bloß in außergewöhnlichen Lagen, sondern auch in normalen Zuständen sich zum Muster nehmen. Es kostet uns Ueberwindung, dem alten Oesterreich, das Jahrhunderte lang an der Spitze Deutschlands gestanden, zur Nachahmung seines viel jüngeren Nebenbuhlers rathen zu müssen. Aber die Wahrheit geht uns über die patriotische Eitelkeit!

Um mit einer lustigen Geschichte zu schließen, will ich ein Beispiel erzählen wie ungeschickt sich unsere Presse benimmt, wenn sie ein Mal das ungewohnte Kleid politischer Bedeutung anlegen soll. Bekanntlich hat die preussische Staatszeitung oder Allgem. Preussische, wie sie sich jetzt nennt, die Lügenberichte der französischen Presse (namentlich des Courier Français) mitgetheilt und dem Gelächter des Publicums Preis gegeben. Wie ganz in der Ordnung, hat sie die Preußen betreffende Lügennachrichten (wie z. B., in Cöln bilden sich öffentliche Vereine, um den Polen zu Hilfe zu eilen!) mit durchschossener Schrift gedruckt, während sie die Oesterreich betreffenden Lügen („der General-Gouverneur Erzherzog von Este soll nach Prag geflüchtet sein“ — „der Prinz Rohan und der Graf Thun sind arretirt worden“) in gewöhnlicher Schrift druckte. Dies ist wie gesagt

ganz in der Ordnung, da es für das preußische Blatt die nächste Aufgabe war, den Preußen die sie betreffende Lügen, von deren Werth jeder Preuße sich aus der Nähe überzeugen konnte, vor Augen zu legen. Nun aber erhielt unsere privilegirte Wiener Hofzeitung den Auftrag diesen Artikel nachzudrucken. Für ihren Zweck wäre ein umgekehrtes Verfahren vorgeschrieben gewesen, sie hätte die Lügennachrichten über Oesterreich mit durchschossenen Lettern geben müssen, während sie die Lügen über Preußen mit gewöhnlicher Schrift hätte lassen können. Die hochlöbliche, hochpolitische und hochweise Wiener Hofzeitungs-Redaction druckt aber den Artikel ganz in der Weise wie die Preußische Allgemeine ab, so daß es aussah, als wollte sie sagen: „Hört, hört! In Cöln, das bloß hundert Meilen von Wien liegt, sollen sich freiwillige Vereine gebildet haben — welche offenbare Lüge, von der in sechs Tagen sich Jedermann durch Briefe überzeugen kann; daß der Erzherzog von Este sich nach Prag geflüchtet haben soll, ist wahrscheinlich auch eine Lüge — aber da Prag bloß eine Tagreise von Wien liegt, so ist der Beweis nicht so eclatant!“

V.

Notizen.

Der Sultan auf Reisen. — Deutsche Zeitungsetugend. — Katholiken und Protestanten in Oesterreich. — Berichtigung.

Mit der Civilisation in der Türkei wird es Ernst. Daß in Constantinopel ein förmliches Postbureau errichtet worden ist und daß die türkische Polizei eine elegante Uniform erhalten hat, ist bekannt. Die ottomanische Staatszeitung meldet nun einen neuen Schritt nach Vorwärts. Seine Hoheit, Sultan Abdul Medschid, will, eingedenk der Forderungen des Jahrhunderts, in allerhöchst eigener Person einen Theil seines Reiches in Augenschein nehmen und zu diesem Zweck eine Reise von mehr als 50 deutschen Meilen wagen. Es ist zu bemerken, daß der Nachfolger des Propheten dabei eine größere Selbstverleugnung beweist, als seine abendländischen Collegen denn er opfert auf ein Paar Wochen seine theuersten Güter: Ruhe und Bequemlichkeit, von dem täglichen Brod der Haremsfreuden, die er entbehren wird, gar nicht zu sprechen. Die türkische Staatszeitung beschließt ihren Bericht über diesen großartigen Entschluß des Pabischah mit einem feierlichen Gebet zu Gott. Eben so werden die getreuen Unterthanen aufgefordert, in allen Moscheen von Stambul zu beten, daß der Himmel Seine Hoheit unterwegs beschützen möge. Uebrigens wird der Sultan, damit er nicht zu viel sehe, vom Großvezier und Kapudan Pascha begleitet werden.

Die deutschen Zeitungen hatten wieder ein Mal Gelegenheit gehabt, mit ihrer Tugend Parade zu machen. Keine einzige hat sich

den fetten Bissen entgehen lassen, den der Proceß Beauvallon in Paris darbot; vorzüglich wurde die leckere Phrase: Anais, je coucherai avant un mois avec toi! fast von allen servirt. Aber jede Redaction machte zur Salvirung ihrer Privattugend eine fromme Anwendung mit zum Himmel gewandten Augen: O Frankreich! O Sodom und Gomorrah! O Sittenverderbniß! — Thun sie nur nicht so heilig, meine Herrschaften, die französische Presse könnte ein Mal Revanche nehmen und die Geschichten, die sie dann von manchem heiligen deutschen Schriftsteller zu erzählen wüßte, würden kaum in eine so kurze Phrase zu bringen sein. Auch wissen wir nicht, ob die deutsche Tugend der Tänzerinnen und Choristinnen in Berlin, Wien und Hamburg derlei Unzartenheiten übler nehmen als Mademoiselle Anais Liévenne, und ob, wenn ein Mal unsere Proceße öffentlich verhandelt würden, die germanischen Tugendscenen bei Peter Ahrens und seinen hunderttausend frommen Collegen und Colleginnen, die pariser Sittlichkeit wirklich in den Schatten stellen möchte.

Mißtrauisch fragt man jetzt immer bei den Werken über österreichische Staatsverhältnisse und Lebenszustände nach ihren wahrscheinlichen Nebenabsichten. Bald sollten sie nur Partezwecken dienen, bald nur der Fanfaronade eines wohlfeilen Liberalismus, ohne den Rückhalt genauer Kenntniß der vorhandenen Dinge, ohne genaueres Wissen dessen, was man heranzuwünschen muß. Dies Alles paßt nicht von einem bei Engelmann in Leipzig erschienenen Büchlein: „Der Katholicismus und Protestantismus in Oesterreich.“ Es ist dieses wirklich eines der wenigen österreichischen Schriften von bester Absicht und vortrefflich geordnetem statistischen Material. Aber freilich fehlt ihm ein Reiz, welcher ähnlichen Büchern sonst selten entgeht: der Reiz der Darstellung. Das vorliegende Werkchen ist erschreckend trocken, und eben darum auch sicherlich um jene Kapitel zu lang, welche eben nur Betrachtungen und Ansichten über den katholischen Cultus, das Eölibat, die Ehrenbeichte und die Wallfahrten enthalten — lauter Betrachtungen und Ansichten, die schon oft anderwärts vorgebracht und in viel geschickterer Weise zum Abschluß gebracht wurden. Das Hauptverdienst des Büchleins bleibt die Aufsammlung eines erstaunlich reichen kirchlich-statistischen Materials, und deshalb mag man es mit Recht in dieser Hinsicht anempfehlen.

Aus Stuttgart bittet man uns um folgende Berichtigung: „Die Nachricht aus Stuttgart in Nr. 2. der Grenzboten ist dahin zu berichtigen, daß die Königl. Hofschauspielerin, Madame Lange, die dortige Hofbühne nicht verlassen wird, indem ihr Contract verlängert wird.“

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.